

JOSEPHINE TEY

The illustration depicts a large, multi-story house with a complex roofline, featuring several gables and dormers. The house is rendered in a dark, monochromatic blue-green color. Several windows are visible, some of which are illuminated from within, casting a warm glow. A prominent circular window is located in the upper right section of the house. The background is a dark, stormy night sky with a large, bright yellow full moon. Several jagged, black lightning bolts are shown striking down from the sky, with some appearing to pass through or near the house. The overall mood is mysterious and ominous.

**NUR
DER MOND
WAR ZEUGE**

ROMAN
OKTOPUS

JOSEPHINE TEY

**NUR
DER MOND
WAR ZEUGE**

ROMAN
OKTOPUS

Josephine Tey

Nur der Mond war Zeuge

Roman

Mit einem Vorwort von Louise Penny

Aus dem Englischen von Manfred Allié

Kampa

Louise Penny

Mein Lieblingskrimi

Es dauerte unverschämt lang, bis ich das Buch las, das mein Lieblingskrimi werden sollte, und der Grund dafür ist äußerst beschämend.

Ich hatte bereits sämtliche Bücher von Josephine Tey gelesen – bis auf eines –, und liebte sie alle. Mit Ausnahme von *The Daughter of Time (Alibi für einen König)*, das ich nicht nur liebte, sondern geradezu vergötterte, weil es Spannung und Historie, Verbrechen und Bizarrerie vereinte. Zweifellos ein Meisterwerk. (Tatsächlich hat die Crime Writers' Association *The Daughter of Time* zum besten Kriminalroman aller Zeiten gewählt, zurecht.) Aber eines von Tey's Büchern reizte mich gar nicht. Es stand unangetastet in meiner Bibliothek. Nicht einmal den Umschlagtext hatte ich gelesen.

Warum ich dieses Buch mied?

Der Titel. Grundgütiger, ja, aber es ist wahr. Es lag am Titel.

Auf Englisch lautet er *The Franchise Affair*.

Natürlich wusste ich, dass der Krimi unmöglich in irgendeiner Fastfood-Kette spielen konnte, aber ich wurde den Verdacht nicht los, dass das Buch vielleicht irgendwie ...

Keine Ahnung, warum ich es schließlich doch aufgeschlagen habe: Vielleicht war es Langeweile oder Neugier oder irgendeine höhere Macht, die meine Kleinlichkeit durchschaute. Wie in allen Büchern von Josephine Tey ist auch hier jedes Wort ein Juwel, perfekt gesetzt. Tey's Prosa ist kristallklar, scharfsinnig und facettenreich, wie Prismen auf Papier, und mit diesen klaren Worten erschafft sie ebenso facettenreiche Figuren. Aber was ich an ihren Romanen am meisten bewundere, ist deren Ambivalenz. Als Leser weiß man nie, welche Figur die Wahrheit sagt, wer zu den Guten gehört und wer nicht. Man möchte bestimmten Figuren Glauben schenken, aber es bleibt doch immer ein leiser Zweifel.

Es ist verstörend.

Aufgefallen ist mir das sofort, und das Gefühl ließ mich während der zunehmend berausenden und angsteinflößenden Lektüre nicht mehr los.

Ich sage angsteinflößend. Dabei sollte man aber nicht an messerschwingende Psychopathen oder sadistische Serienkiller denken. Es tauchen keine Ghule oder Vampire auf, keine hinter Türen lauenden, geistesgestörten Mörder.

Aber Geister. Die Vergangenheit erhebt sich, nimmt Gestalt an und wandelt über die Seiten: in Form von Erinnerungen, Wahrnehmungen und den von ihnen geschürten Ängsten.

Worum geht es also in dem Buch?

Die Geschichte spielt in einem Kentucky Fried Chicken ... Nein, Spaß: Sie spielt in einem Dorf in Großbritannien kurz nach dem Zweiten Weltkrieg. Im Mittelpunkt steht ein Anwalt namens Robert Blair: ein biederer, behäbiger Mann mittleren Alters. Eines Tages erhält er einen Anruf von einer ihm unbekanntem Frau. Marion Sharpe bittet um seine Hilfe. Sie und ihre Mutter leben noch nicht lange im Dorf; vor einigen Monaten sind sie in das Haus namens »Franchise« gezogen.

Das Leben dort ist trostlos. Die Einwohner haben sich eingeeigelt und interessieren sich nicht für Fremde, schon gar nicht für das genauso zurückgezogen lebende Mutter-Tochter-Gespann.

Als Blair den Anruf entgegennimmt, erfährt er etwas Sonderbares, Rätselhaftes: Den beiden Sharpe-Frauen wird vorgeworfen, ein Schulmädchen entführt zu haben. Die Polizei und ein Beamter von Scotland Yard sind im Franchise und ermitteln. Die Frauen behaupten, sie hätten das Schulmädchen nie zuvor gesehen. Das Mädchen behauptet, es sei tagelang von den beiden festgehalten worden und hätte nur mit Mühe entkommen können. Zum Beweis beschreibt sie das gesamte Innere des Franchise, samt dem Zimmer, in dem sie angeblich gefangen gehalten wurde.

Und jedes Detail stimmt.

Nun soll Robert Blair, ein unwahrscheinlicher Ritter in der Not, die Wahrheit herausfinden und die beiden asketischen, unfreundlichen Frauen, die sich mit ihrem

Verhalten in keiner Weise einen Gefallen tun, entlasten. Aber als er beginnt, nach Hinweisen zu graben, kommen auch ihm Zweifel.

Warten Sie nicht so lange wie ich mit der Lektüre dieses meisterlichen Kriminalromans über die menschliche Natur. Wie alle guten Krimis stellt er nicht das Delikt, sondern die Figuren in den Vordergrund. Und wie *The Daughter of Time* basiert er auf einer wahren Begebenheit: dem Fall Elizabeth Canning aus dem 18. Jahrhundert.

Josephine Tey ist das Pseudonym der schottischen Schriftstellerin Elizabeth MacKintosh. Sie schrieb auch unter dem Namen Gordon Daviot. Bedauerlicherweise, für uns wie für sie, starb Ms MacKintosh 1952 bereits im Alter von 56 Jahren. Acht Kriminalromane schrieb sie unter dem Namen Josephine Tey: acht wunderbare Geschichten, die mich inspiriert haben und die beweisen, dass weniger mehr ist – dass das Grauen weit mächtiger ist, wenn es nicht ausbuchstabiert wird, sondern nur angedeutet.

Nur der Mond war Zeuge

1

Es war ein Frühlingstag, vier Uhr nachmittags, und Robert Blair trug sich mit dem Gedanken, nach Hause zu gehen.

Die Kanzlei würde natürlich erst um fünf Uhr schließen. Aber wenn man der einzige Blair in der Firma Blair, Hayward und Bennet ist, dann geht man nach Hause, wenn einem danach zumute ist. Und wenn man es hauptsächlich mit Testamenten, Geld- und Grundstücksangelegenheiten zu tun hat, dann hat man am späten Nachmittag nicht mehr groß mit Klienten zu rechnen. Und wenn man in Milford lebt, wo die letzte Post um Viertel vor vier herausgeht, dann verliert ein Tag lange vor vier Uhr seinen Schwung, sofern er überhaupt je welchen hatte.

Es war sogar recht unwahrscheinlich, dass sein Telefon noch einmal klingeln würde. Seine Golfkumpane würden mittlerweile irgendwo zwischen dem 14. und dem 16. Loch angelangt sein. Niemand würde ihn zum Abendessen einladen, denn in Milford werden solche Einladungen nach wie vor mit der Hand geschrieben und per Post zugestellt. Auch Tante Lin würde nicht anrufen und ihn bitten, auf dem Rückweg den Fisch mitzubringen, denn sie saß, wie

sie das alle 14 Tage einmal zu tun pflegte, im Kino und war zu diesem Zeitpunkt gerade erst 20 Minuten in den Hauptfilm versunken, um es einmal so zu sagen.

Da saß er also, in der schläfrigen Nachmittagsstimmung eines Landstädtchens, und betrachtete den letzten Streifen Sonnenlicht auf seinem Schreibtisch - jenem Mahagonitisch mit Messingintarsien, mit dem sein Großvater die ganze Familie in Aufruhr versetzt hatte, als er damit aus Paris zurückkehrte - und überlegte, ob er nach Hause gehen solle. Der Sonnenstrahl beschien das Tablett mit seinem Teegeschirr, und es war bezeichnend für Blair, Hayward und Bennet, dass es sich, wenn es um Tee ging, nicht um ein schwarzes Blechtablett mit einer x-beliebigen Tasse handelte. An jedem Arbeitstag betrat Miss Tuff Punkt Viertel vor vier mit einem Lacktablett und einem schmucken weißen Deckchen darauf sein Büro und servierte ihm den Tee in einer blau gemusterten Porzellantasse, dazu gab es auf einem passenden Teller zwei Kekse: Butterplätzchen montags, mittwochs und freitags, Haferplätzchen am Dienstag und Donnerstag.

Als er das Tablett nun so in aller Ruhe betrachtete, ging ihm durch den Kopf, wie sehr darin die Beständigkeit von Blair, Hayward und Bennet zum Ausdruck kam. An das Porzellan konnte er sich erinnern, so weit seine Erinnerung überhaupt zurückreichte. Mit dem Tablett hatte, als er noch ein kleiner Junge war, die Köchin zu Hause das Brot vom Bäcker geholt, und seine Mutter hatte es in jungen Jahren in Sicherheit gebracht und mit in die Kanzlei

genommen, wo dann die blau gemusterten Tassen darauf serviert wurden. Das Deckchen war erst Jahre später – zusammen mit Miss Tuff – dazugekommen. Miss Tuff war ein Produkt des Krieges: die erste Frau, die jemals in einer respektablen Milforder Anwaltskanzlei hinter einem Schreibtisch gesessen hatte. Unverheiratet, linkisch, dürr und ernst, war das Auftreten Miss Tuffs eine Revolution gewesen. Doch die Firma hatte die Revolution fast ohne jeden Aufruhr überstanden, und jetzt, fast ein Vierteljahrhundert später, konnte sich niemand mehr vorstellen, dass die schmale, graue, würdevolle Miss Tuff jemals eine Sensation gewesen war. Ja, die einzige Veränderung, die sie in die unerschütterliche Routine gebracht hatte, war die Einführung des Deckchens auf dem Tablett gewesen. Bei Miss Tuff zu Hause wurde niemals ein Gedeck unmittelbar auf das Tablett gestellt, ebenso wenig wie kein Kuchen direkt auf der Kuchenplatte serviert wurde – stets gehörte ein Deckchen oder eine Serviette dazwischen. Folglich hatte das nackte Tablett Miss Tuffs Missfallen erregt. Außerdem hatte sie das Lackmuster störend, unappetitlich und »komisch« gefunden. Und so kam es, dass sie eines Tages ein Deckchen von zu Hause mitgebracht hatte – solide, einfach und weiß, wie es sich für etwas gehörte, von dem man essen wollte. Und Roberts Vater, der das Lacktablett gern gehabt hatte, besah sich das einfache weiße Tuch und war gerührt, dass die junge Miss Tuff sich so um das Wohl der Firma sorgte. Das Deckchen war geblieben, wo es war, und gehörte nun

ebenso zum Leben der Firma wie die Schatullen mit ihren Dokumenten, das Messingschild und Mr Heseltines alljährlicher Schnupfen.

Und dann, als sein Blick auf dem blauen Teller ruhte, auf dem die Kekse gelegen hatten, hatte Robert wieder dieses seltsame Gefühl in der Brust. Das Gefühl hatte nichts mit den beiden Haferkekse zu tun, jedenfalls nicht im physischen Sinne. Es war die Unveränderlichkeit dieser Keksroutine – die stille Gewissheit, dass er am Donnerstag Haferkekse und am Montag Butterkekse bekommen würde. Bis zum vergangenen Jahr hatte er nichts Unangenehmes an Unveränderlichkeit und stiller Gewissheit finden können. Er hatte niemals ein anderes Leben gewollt als dieses – das angenehme, ruhige Leben in dem Ort, in dem er groß geworden war. Auch heute noch wünschte er sich nichts anderes. Doch dann und wann war ihm in letzter Zeit ein seltsamer, fremder Gedanke in den Sinn gekommen, belanglos und unerwünscht. Soweit er ihn in Worte fassen konnte, lautete er: Das ist alles, was du jemals bekommen wirst. Und mit dem Gedanken verspürte er dann für einen Augenblick dieses Gefühl der Beklemmung in der Brust. Ein beinahe panisches Gefühl, ein Stich, wie er ihm einst als Zehnjähriger durchs Herz gegangen war, wenn er an den Termin beim Zahnarzt dachte.

Robert ärgerte sich darüber, ja, er war verwirrt, denn er hielt sich für einen glücklichen und vom Leben bevorzugten Menschen, und sicherlich war er auch kein Kind mehr.

Warum sollte sich ihm plötzlich dieser fremde Gedanke aufdrängen und dafür sorgen, dass es sich tief in ihm so elend zusammenzog? Was hatte denn seinem Leben gefehlt, was ein Mann womöglich vermissen konnte?

Eine Frau?

Aber er hätte ja heiraten können, wenn ihm danach zumute gewesen wäre. Zumindest nahm er das an – es gab in der Umgebung eine ganze Reihe von weiblichen Wesen, die nicht gebunden waren, und sie hatten ihm niemals zu verstehen gegeben, dass sie ihn unattraktiv fanden.

Eine treu sorgende Mutter?

Aber welche Mutter hätte ihn treuer umsorgen können, als Tante Lin das tat – die gute Tante Lin, die ihn vergötterte?

Reichtum?

Aber was hatte er jemals gewollt, dass er sich nicht auch hatte kaufen können? Wenn das kein Reichtum war, dann wusste er nicht, was das sein sollte.

Ein aufregendes Leben?

Aber er hatte sich niemals Aufregung gewünscht. Jedenfalls keine größere Aufregung als die, die man bei einem Tag auf der Jagd erlebte oder wenn man am 16. Loch gleichzog.

Was war es also?

Was sollte dieser »Das ist alles, was du jemals bekommen wirst«-Gedanke?

Vielleicht, dachte er, während er auf den blauen Teller starrte, auf dem die Kekse gelegen hatten, hielt sich im

Unterbewusstsein eines Mannes einfach nur die kindliche Erwartung, dass immer am nächsten Tag etwas ganz Wunderbares geschehen werde. Solange es denkbar war, dass der Traum Wirklichkeit wurde, und erst wenn man die 40 überschritten hatte und eine Erfüllung immer unwahrscheinlicher wurde, drängte sich diese Erwartung ins Bewusstsein, ein verlorenes Stück Kindheit, das nun Beachtung finden wollte.

Es stand ganz außer Frage, dass er, Robert Blair, sich aus vollem Herzen wünschte, sein Leben möge bis zu seinem Todestag so weitergehen, wie es war. Er hatte schon zu Schulzeiten gewusst, dass er in die Firma eintreten und eines Tages die Stelle seines Vaters übernehmen würde, und mit gutmütigem Mitleid hatte er diejenigen Jungen betrachtet, für die keine Nische im Leben bereitstand – auf die kein Milford wartete, voller Freunde und Erinnerungen; kein zugewiesener Platz in der englischen Tradition, wie ihn Blair, Hayward und Bennet bereitstellte.

In diesen Tagen gab es keinen Hayward in der Firma – seit 1843 gab es keinen mehr; doch ein junger Spross der Bennets hielt sich gerade jetzt im Hinterzimmer auf. »Sich aufhalten« war die angemessene Bezeichnung, denn es war sehr unwahrscheinlich, dass er tatsächlich arbeitete; was ihn in seinem Leben am meisten beschäftigte, war der Wunsch, Gedichte von so erlesener Originalität zu schreiben, dass niemand außer Nevil selbst daraus schlau werden konnte. Robert fand die Gedichte fürchterlich, doch

über die Nichtstuerei sah er hinweg, denn er erinnerte sich noch gut, dass er, als er selbst sich in jenem Hinterzimmer aufgehalten hatte, die Zeit damit verbracht hatte, übungshalber mit dem Mashie Bälle in den ledernen Lehnstuhl zu schlagen.

Der Sonnenstrahl glitt vom Ende des Tablett hinunter, und Robert beschloss, dass es Zeit war zu gehen. Wenn er jetzt aufbrach, dann konnte er auf dem Weg nach Hause noch die High Street hinuntergehen, bevor die Ostseite im Schatten lag – und die Hauptstraße von Milford hinunterzugehen, das zählte nach wie vor zu den Dingen, die ihm ausgesprochene Freude bereiteten. Nicht dass Milford besonders sehenswert gewesen wäre. Man konnte Hunderte solche Städtchen südlich des Trent finden. Doch in seiner unauffälligen Art war es ein Beispiel dafür, welches gutes Leben man in England in den vergangenen 300 Jahren geführt hatte. Von dem ehemaligen Wohnhaus, in dem Blair, Hayward und Bennet seine Räume hatte, das in den letzten Jahren der Regierungszeit Karls II. erbaut worden war und von dessen Eingang man unmittelbar hinaus auf den Bürgersteig gelangte, erstreckte sich die High Street sanft abfallend nach Süden – klassizistische Backsteinhäuser, elisabethanisches Fachwerk, viktorianischer Naturstein, der Stuck der Regency-Zeit bis hin zu den edwardianischen Villen, die am anderen Ende hinter Ulmen verborgen lagen. Hier und da erschien zwischen dem Rot und Weiß und Braun eine Fassade mit schwarzem Glas, protzig wie ein herausgeputzter Parvenü

auf einer Party; doch die übrigen Häuser sahen mit Takt darüber hinweg. Selbst die Kaufhausketten hatten bei Milford Milde walten lassen. Zwar lockte ein amerikanischer Ramschladen am Südende der Straße grell in Dunkelrot und Gold und war ein Quell täglicher Empörung für Miss Truelove, die gegenüber in einem Relikt aus der elisabethanischen Zeit mithilfe der Backkünste ihrer Schwester und des wohlklingenden Namens der Anne Boleyn eine Teestube betrieb, doch hatte die Westminster Bank mit einer Bescheidenheit, die man seit den Tagen der heimlichen Wucherer selten findet, ohne auch nur eine Spur von Marmor das Haus der Webergilde für ihre Zwecke umgebaut, und Soles, die Drogeriekette, hatte das alte Wisdom-Haus übernommen und die hohe, verlegen wirkende Fassade bewahrt.

Es war eine schöne, fröhliche, geschäftige kleine Straße, der die gestutzten Lindenbäume, die den Gehweg säumten, ihren besonderen Reiz verliehen, und Robert Blair liebte sie.

Er hatte die Füße schon aufgestützt, um sich von seinem Stuhl zu erheben, als das Telefon klingelte. Wie man hört, werden in anderen Teilen der Welt die Telefone so installiert, dass sie in Vorzimmern klingeln, wo eine Untergebene sich meldet, sich erkundigt, was man wünsche, und verkündet, dass sie einen, wenn man sich bitte einen Augenblick lang gedulden wollte, durchstellen werde, und dann wird man mit demjenigen verbunden, mit dem man sprechen wollte. Nicht so in Milford. Nichts

dergleichen wäre in Milford geduldet worden. Wenn man in Milford John Smith anruft, dann erwartet man, dass John Smith persönlich am Apparat ist. Und folglich klingelte das Telefon, als es an jenem Frühlingsnachmittag bei Blair, Hayward und Bennet klingelte, auf Roberts Messing- und Mahagonischreibtisch.

Später fragte Robert sich oft, was wohl geschehen wäre, wenn dieser Anruf auch nur eine Minute später gekommen wäre. Eine Minute später – 60 harmlose Sekunden – hätte er seinen Mantel vom Haken im Flur genommen und einen Blick in das gegenüberliegende Zimmer geworfen gehabt, um Mr Heseltine zu sagen, dass er Feierabend mache; er wäre in das bleiche Sonnenlicht hinausgetreten und die Straße hinunter davongegangen. Mr Heseltine hätte das Gespräch angenommen und der Frau mitgeteilt, dass er nicht mehr im Hause sei. Und sie hätte eingehängt und es anderswo versucht. Und alles, was dann kam, wäre für ihn von rein akademischem Interesse gewesen.

Doch das Telefon klingelte zur rechten Zeit – und Robert streckte die Hand aus und griff zum Hörer.

»Sind Sie Mr Blair?«, erkundigte sich eine Frauenstimme – eine Altstimme, die, wie er dachte, unter normalen Umständen selbstbewusst geklungen hätte, die aber nun atemlos und gehetzt wirkte. »Ach, was bin ich froh, dass ich Sie noch erreicht habe. Ich hatte schon gefürchtet, Sie hätten für heute Feierabend gemacht. Sie kennen mich nicht, Mr Blair. Ich heiße Sharpe, Marion

Sharpe. Ich lebe mit meiner Mutter im Franchise – diesem Haus draußen an der Straße nach Larmorborough.«

»Ja, ich weiß«, antwortete Blair. Er kannte Marion Sharpe vom Sehen, so wie er jeden in Milford und Umgebung kannte: eine hagere, hochgewachsene, dunkelhaarige Frau von ungefähr 40, die eine Schwäche für bunte Seidentücher hatte, womit sie ihren dunklen zigeunerhaften Typ noch betonte. Sie hatte einen klapprigen alten Wagen, mit dem sie morgens einkaufen fuhr, wobei ihre weißhaarige alte Mutter stets auf dem Rücksitz saß – aufrecht, zerbrechlich und fehl am Platze, irgendwie erweckte sie den Eindruck, als würde sie wortlos protestieren. Im Profil sah die alte Mrs Sharpe aus wie das berühmte Bild von Whistlers Mutter; wenn sie sich einem zuwandte und man von ihrem klugen, kalten Blick – sie hatte die Augen einer Möwe – getroffen wurde, dann kam sie einem vor wie eine Sibylle. Die Alte konnte einem wirklich Angst machen.

»Sie kennen mich nicht«, fuhr die Stimme fort, »aber ich habe Sie in Milford gesehen und glaube, Sie sind ein freundlicher Mensch, und ich brauche einen Anwalt. Ich meine, ich brauche sofort einen, auf der Stelle. Der einzige Anwalt, mit dem wir sonst zu tun haben, ist in London – eine Londoner Firma, meine ich –, und eigentlich ist es auch gar nicht unser Anwaltsbüro. Wir haben es nur übernommen, zusammen mit einem Vermächtnis. Aber jetzt bin ich in Schwierigkeiten und brauche einen

Rechtsbeistand, und da dachte ich an Sie, ob Sie nicht vielleicht –«

»Wenn es um Ihren Wagen geht ...«, hob Robert an. »In Schwierigkeiten« konnte in Milford nur zweierlei bedeuten: eine Vaterschaftsklage oder ein Verkehrsdelikt. Da es im vorliegenden Fall um Marion Sharpe ging, musste es sich um Letzteres handeln; es spielte auch keine Rolle, denn in keinem von beiden Fällen war es wahrscheinlich, dass Blair, Hayward und Bennet daran interessiert war. Er würde sie an Carley verweisen, den gewitzten Burschen am anderen Ende der Stadt, der sich der Strafsachen mit Gusto annahm und von dem es überall hieß, er könne selbst den Teufel aus der Hölle freibekommen.

(»Freibekommen!«, hatte einmal jemand im Rose and Crown gesagt. »Damit gäbe der sich nicht zufrieden. Der würde uns allesamt dazu bringen, dass wir eine Bürgschaft für Luzifer unterschrieben.«)

»Wenn es sich um Ihren Wagen handelt ...«

»Wagen?«, sagte sie abwesend – so, als fiel es ihr unter den augenblicklichen Umständen schwer, sich zu erinnern, was ein Wagen sei. »Ach so, ich verstehe. Nein. Aber nein, es ist nichts dergleichen. Die Angelegenheit ist schwerwiegender. Es handelt sich um Scotland Yard.«

»Scotland Yard!«

Für Robert Blair, den sanftmütigen Gentleman und Anwalt vom Lande, war Scotland Yard etwas ebenso Exotisches wie Xanadu, Hollywood oder das Fallschirmspringen. Als anständiger Bürger hatte er ein

gutes Verhältnis zur örtlichen Polizei, doch weitergehende Kontakte zur Welt des Verbrechens pflegte er nicht. Das, was ihn noch am ehesten mit Scotland Yard verband, war das Golfspiel mit dem örtlichen Inspector, der sich gelegentlich, wenn man am 19. Loch angelangt war, zu kleinen Indiskretionen über seine Arbeit hinreißen ließ.

»Ich habe niemanden *ermordet*, falls Sie so etwas denken«, beeilte sich die Stimme zu sagen.

»Die Frage ist: Stehen Sie unter Mordverdacht?« Was immer es war, dessen man sie verdächtigte, es war ohne Zweifel ein Fall für Carley. Er musste sie an Carley abschieben.

»Nein, es geht überhaupt nicht um Mord. Ich soll jemanden gekidnappt haben oder entführt oder so was. Am Telefon kann ich das nicht erklären. Jedenfalls brauche ich jetzt auf der Stelle jemanden, sofort, und -«

»Nun, wissen Sie, ich glaube, ich bin da nicht der Richtige«, entgegnete Robert. »Ich weiß so gut wie nichts über das Strafgesetz. Meine Kanzlei ist nicht darauf eingerichtet, sich mit solchen Fällen zu beschäftigen. Was Sie brauchen, ist -«

»Ich brauche keinen Strafverteidiger - ich brauche einen Freund. Jemand, der mir zur Seite steht und dafür sorgt, dass ich nicht in eine Falle gehe. Ich meine, jemand, der mir sagt, welche Fragen ich nicht zu beantworten brauche, wenn ich nicht will, und dergleichen Dinge. Dafür braucht man doch keine Ausbildung in Strafrecht, oder?«

»Das nicht, aber Sie wären wesentlich besser beraten mit einer Kanzlei, die sich im Umgang mit der Polizei auskennt. Eine Kanzlei, die –«

»Sie wollen mir also zu verstehen geben, dass das nicht Ihr Bier ist. Stimmt's?«

»Aber nein«, antwortete Robert hastig. »Ich habe nur einfach das Gefühl, dass es vernünftiger wäre, wenn Sie –«

»Wissen Sie, wie ich mir vorkomme?«, unterbrach sie ihn. »Ich fühle mich wie jemand, der in einem Fluss ertrinkt, weil er es nicht schafft, das Ufer hinaufzuklettern, und statt dass Sie mir die Hand reichen, sagen Sie mir, dass es sich am anderen Ufer viel besser klettert.«

Es entstand eine kurze Pause.

»Aber im Gegenteil«, sagte Robert, »ich kann Ihnen einen Experten für das Aus-dem-Fluss-Ziehen nennen. Er ist weitaus geschickter als ich Amateur, das versichere ich Ihnen. Wenn es darum geht, einen Angeklagten zu verteidigen, kennt Benjamin Carley sich besser aus als irgendjemand zwischen hier und –«

»Was! Dieser abscheuliche kleine Mann mit dem Nadelstreifenanzug?« Ihre Stimme überschlug sich, und wieder herrschte einen Augenblick lang Schweigen. »Bitte entschuldigen Sie«, sagte sie kurz darauf mit normaler Stimme. »Das war dumm von mir. Aber, verstehen Sie, wenn ich Sie in diesem Augenblick anrufe, dann nicht deswegen, weil ich meine, Sie seien gewitzt in solchen Dingen« – So, so, dachte Robert bei sich –, »sondern, weil ich in der Klemme stecke und mir jemanden als Berater

wünsche, der mich versteht. Und Sie sahen danach aus. Mr Blair, bitte kommen Sie her. Ich brauche Sie, und zwar *jetzt*. Es sind schon Leute von Scotland Yard hier im Haus. Und wenn Sie den Eindruck haben, dass es etwas ist, womit Sie nichts zu tun haben wollen, dann können Sie den Fall doch immer noch an jemand anderen weitergeben, oder? Und womöglich gibt es ja auch gar nichts, in das Sie hineingezogen werden könnten. Wenn Sie nur einfach herkommen könnten, um meine Interessen zu wahren, oder wie Sie das nennen, nur eine Stunde, dann ist vielleicht alles überstanden. Ich bin sicher, es ist irgendein Missverständnis. Könnten Sie das nicht für mich tun?«

Alles in allem hatte Robert Blair doch den Eindruck, dass er könne. Er war zu gutmütig, als dass er eine plausible Bitte um Hilfe hätte abschlagen können – und sie hatte ihm ein Schlupfloch gelassen, falls die Sache zu schwierig würde. Und wenn er es sich nun recht überlegte, hatte er auch nicht die geringste Lust, sie Ben Carley zu überlassen. Bei aller Bissigkeit ihrer Bemerkung über Nadelstreifenanzüge verstand er, was sie meinte. Wenn man etwas angestellt hatte und damit durchkommen wollte, war Carley zweifellos ein Geschenk des Himmels; aber wenn man hilflos war und in Schwierigkeiten und unschuldig, war Carleys Dreistigkeit wahrscheinlich keine große Hilfe.

Trotzdem wünschte er sich, als er den Hörer auflegte, er könnte der Welt ein abweisenderes Gesicht zeigen – ob das von Calvin oder Caliban, war ihm gleich, solange es nur

fremde Frauen davon abhielt, sich – wenn sie in Schwierigkeiten gerieten – Schutz suchend in seine Arme zu werfen.

In was für eine Art von Schwierigkeiten man wohl durch Kidnapping kommen konnte?, überlegte er, während er in die Sin Lane bog, um seinen Wagen aus der Garage zu holen. Gab es ein solches Vergehen überhaupt im englischen Recht? Und wen hätte sie kidnappen sollen? Ein Kind? Ein Kind, das eine Erbschaft erwartete? Zwar wohnten sie in jenem großen Haus an der Straße nach Larborough, aber man hatte doch den Eindruck, dass das Geld knapp war bei ihnen. Oder ein Kind, von dem sie meinten, es werde von seinen rechtmäßigen Eltern misshandelt? Das war denkbar. Die alte Frau sah ja nun wahrlich wie eine Fanatikerin aus, und bei Marion Sharpe kam man leicht auf den Gedanken, sie wäre für den Scheiterhaufen bestimmt gewesen, wenn Scheiterhaufen nicht aus der Mode gekommen wären. Ja, das war es wohl, irgendein unüberlegter Akt der Philanthropie.

Freiheitsberaubung »mit der Absicht, Eltern, Vormund etc. um ihren Besitz zu bringen«. Er wünschte, er könnte sich besser an seinen *Harris und Wilshere* erinnern. Aus dem Gedächtnis konnte er nicht einmal sagen, ob es sich um ein Verbrechen handelte, auf das Zuchthaus stand, oder um ein Vergehen. »Entführung und Freiheitsberaubung« war ein Schandfleck, der die Akten von Blair, Hayward und Bennet seit 1798 nicht mehr beschmutzt hatte, als der Squire von Lessows, voll des süßen Weines, auf einem Ball bei den

Gretton die junge Miss Gretton auf den Sattel gepackt hatte und mit ihr im strömenden Regen davongeritten war - und damals hatte natürlich nicht der geringste Zweifel an den Motiven des Squire bestanden.

Aber wie dem auch sein mochte - jetzt, wo Scotland Yard sie durch den Überfall in ihre Pläne überrascht hatte, würden sie sicher Vernunft annehmen. Dieser Überfall Scotland Yards überraschte ihn selbst ein wenig. Handelte es sich um ein so wichtiges Kind, dass es ein Fall für die oberste Dienststelle war?

In der Sin Lane geriet er in den üblichen Kleinkrieg, kam jedoch noch einmal davon. (Für Etymologen sei noch angemerkt, dass das »Sin« dieser »sündigen Straße« nur eine entstellte Form des Wortes »Sand« ist; die Einwohner von Milford wissen es natürlich besser: Bevor die Sozialwohnungen auf den flachen Wiesen hinter der Stadt errichtet wurden, führte der Weg direkt zum Spazierpfad der Liebespäpchen im High Wood.) Links und rechts der engen Straße standen sich der Reitstall der Stadt und die neueste Garage am Platze in unverbrüchlicher Feindschaft gegenüber. Die Garage mache den Pferden Angst - hieß es im Mietstall -, und der Stall blockiere - hieß es in der Garage - mit den Heu- und Strohbällen und solchem Kram dauernd die Zufahrt. Außerdem wurde die Garage von Bill Brough, der beim Corps of Royal Electrical and Mechanical Engineers gedient hatte, zusammen mit Stanley Peters aus dem Corps of Signals betrieben, und der alte Matt Ellis, Reservist der königlichen Dragoner, sah in ihnen die

Vertreter einer Generation, die der Kavallerie den Tod gebracht hatte, was einem Verbrechen an der Zivilisation gleichkam. Im Winter, wenn er auf die Jagd ging, hörte Robert sich die Argumente des Kavalleristen an; den Rest des Jahres lauschte er dem Corps of Signals, während sein Wagen poliert, geschmiert, betankt oder vorgefahren wurde. Heute wollten die Fernmelder den Unterschied zwischen Verleumdung und Beleidigung auseinandergesetzt haben und wissen, was denn nun eigentlich eine üble Nachrede sei. War es üble Nachrede, wenn jemand sagte, man sei ein »Klempner, der mit Blechbüchsen hantierte und eine Nuss nicht von einer Eichel unterscheiden könne«?

»Weiß ich nicht, Stan. Darüber muss ich erst nachdenken«, entgegnete Robert eilig, wobei er bereits den Startknopf drückte. Er wartete, bis drei müde Klepper mit zwei dicken Kindern und einem Stallburschen vom Nachmittagsausritt zurückgekehrt waren. »Da haben Sie's wieder«, hörte er Stanley im Hintergrund, dann lenkte er den Wagen in die High Street.

Unten am südlichen Ende der High Street gingen die Läden allmählich in Wohnhäuser über, deren Türen unmittelbar auf den Bürgersteig gingen, dann in Häuser, deren überdachte Eingänge ein wenig zurückgesetzt lagen, dann in Villen mit Bäumen in ihren Gärten und schließlich – unvermittelt – in Felder und offenes Land.

Es war Ackerland. Ein Land mit endlosen, von Hecken unterteilten Feldern und wenigen Häusern, ein

wohlhabendes, doch einsames Land - man konnte Kilometer um Kilometer fahren, ohne ein anderes menschliches Wesen zu treffen. Ruhig, selbstsicher und unverändert seit der Zeit der Rosenkriege folgte ein heckengesäumtes Feld dem nächsten, die Umrisse der Landschaft flossen ineinander, ohne dass das Bild sich veränderte. Nur die Telegraphenmasten erinnerten daran, in welchem Jahrhundert man sich befand.

Vor ihm, jenseits des Horizonts, lag Larborough. Larborough, das bedeutete Fahrräder, Handfeuerwaffen, Reißzwecken, Cowans Preiselbeersoße und eine Million Menschen, die dicht an dicht in schmutzigen roten Backsteinhäusern lebten; dann und wann verfiel die Stadt in eine atavistische Sehnsucht nach Land und Gras. Doch in der Gegend von Milford gab es nichts, was einen Menschenschlag angelockt hätte, der neben Land und Gras sowohl eine schöne Aussicht als auch Teestuben forderte; wenn Larborough Urlaub machte, dann marschierte es geschlossen gen Westen in Richtung Berge und Meer, und das weite Land nördlich und östlich davon blieb einsam und ruhig und unverschandelt, so, wie es das seit Urzeiten war. Es war langweilig, und dieses Todesurteil hatte ihm das Leben gerettet.

Drei Kilometer stadtauswärts an der Straße nach Larborough stand das Haus, das man unter dem Namen Franchise kannte, willkürlich wie ein Telefonhäuschen an den Straßenrand gesetzt. In den letzten Tagen der Regency-Epoche hatte jemand das Feld erworben, das

damals Franchise hieß, mitten darauf ein niedriges weißes Haus errichtet und dann um das Ganze eine massive, hohe Backsteinmauer gezogen, mit einem großen zweiflügeligen Tor, ebenso hoch wie die Mauer, in der Mitte der Straßenfront. Es gab nichts, was das Haus mit der Landschaft verband – keinerlei Wirtschaftsgebäude, nicht einmal Seitenpforten führten hinaus auf die umliegenden Felder. Die Ställe hatte man – dem Zeitgeschmack entsprechend – auf der Rückseite des Hauses errichtet, doch auch sie lagen innerhalb der Mauer. Das Anwesen war so fehl am Platze, so verloren wie ein Spielzeug, das ein Kind am Wegesrand hat fallen lassen. Solange Robert sich zurückerinnern konnte, war es von einem alten Mann bewohnt gewesen, vermutlich stets demselben alten Mann; aber da die Leute vom Franchise immer in Ham Green eingekauft hatten, dem nächsten Dorf Richtung L Arborough, hatte man sie nie in Milford gesehen. Aber dann waren Marion Sharpe und ihre Mutter im morgendlichen Einkaufsbetrieb von Milford aufgetaucht, und es hieß, sie hätten Franchise geerbt, als der alte Mann starb.

Wie lange mochten sie schon da sein?, überlegte Robert. Drei Jahre? Vier Jahre?

Dass sie nicht Teil des gesellschaftlichen Lebens von Milford geworden waren, hatte nichts zu heißen. Immerhin war es mittlerweile 25 Jahre her, dass die alte Mrs Warren die vorderste der ulmenbeschatteten Villen am Ende der High Street erworben hatte, in der Hoffnung, das Klima

von Milford werde für ihren Rheumatismus besser sein als die Seeluft, und noch immer nannte man sie »diese Dame aus Weymouth«. (In Wirklichkeit kam sie aus Swanage.)

Außerdem war es durchaus möglich, dass die Sharpes gar keinen gesellschaftlichen Anschluss gesucht hatten. Auf eine merkwürdige Weise erweckten sie den Eindruck, als seien sie sich selbst genug. Die Tochter hatte er ein-, zweimal auf dem Golfplatz gesehen, wo sie – vermutlich als Gast – mit Dr. Borthwick spielte. Ihr Schlag war kräftig wie der eines Mannes, und sie hatte die schlanken braunen Handgelenke eines Profis. Und das war auch schon alles, was Robert über sie wusste.

Als er den Wagen vor dem hohen eisernen Tor zum Halten brachte, sah er, dass bereits zwei weitere Autos dort standen. Bei dem ersten genügte ein einziger Blick – so unauffällig, so gut gepflegt, so diskret –, um zu erkennen, worum es sich handelte. In welchem anderen Land der Erde, dachte er, während er ausstieg, gibt sich die Polizei solche Mühe, mit Takt und Zurückhaltung vorzugehen?

Sein Blick fiel auf den zweiten Wagen, und er identifizierte ihn als denjenigen Hallams, des örtlichen Inspectors und zuverlässigen Golfspielers.

Drei Leute saßen im Polizeiwagen: der Fahrer, dazu auf dem Rücksitz eine Frau mittleren Alters sowie jemand, bei dem es sich entweder um ein Kind oder um ein junges Mädchen handelte. Der Fahrer musterte ihn mit jenem gutmütigen, geistesabwesenden Polizistenblick, dem nichts

entgeht, und wandte dann seine Augen ab; die Gesichter hinten im Wagen konnte er nicht erkennen.

Die hohen Eisentore waren geschlossen – Robert konnte sich nicht erinnern, dass er sie jemals offen gesehen hätte –, und mit unverhohlener Neugierde stieß er einen der beiden schweren Flügel auf. In viktorianischem Bestreben nach Abgeschlossenheit hatte man das Schmiedeeisen des ursprünglichen Tores mit Blechplatten hinterlegt, und die Mauern waren so hoch, dass man nichts dahinter erkennen konnte, sodass er – abgesehen von Dach und Schornsteinen aus der Ferne – Franchise noch nie gesehen hatte.

Sein erster Eindruck war enttäuschend. Nicht, weil das Haus so offensichtlich schon bessere Zeiten gesehen hatte – es war seine schiere Hässlichkeit. Entweder war es zu spät erbaut worden, um noch an der Eleganz dieser eleganten Epoche teilzuhaben, oder der Erbauer hatte keinen Sinn für architektonische Schönheit gehabt. Er hatte im Stil seiner Zeit gebaut, aber es war ein Stil, mit dem er offenbar nicht vertraut war. Alles war gerade ein klein wenig missraten: Den Fenstern fehlte es ein bisschen am rechten Maß, und sie saßen nicht genau an den richtigen Stellen; die Breite der Tür stimmte nicht, ebenso die Höhe der Treppe. Die Folge war, dass das Haus, statt die glatte Zufriedenheit seiner Epoche auszustrahlen, ihn verbissen mit einem fragenden, feindseligen Blick anstarrte. Als er über den Vorplatz auf die abweisende Tür zuging, fiel Robert ein, woran ihn das Haus erinnerte: an

einen Hund, der plötzlich durch das Eintreffen eines Fremden aus dem Schlaf gerissen wird und, auf die Vorderpfoten gestützt, einen Augenblick lang unschlüssig ist, ob er angreifen oder nur bellen soll. Genau diesen »Was machst du denn hier?«-Blick hatte es.

Bevor er klingeln konnte, wurde die Tür geöffnet – nicht von einem Dienstmädchen, sondern von Marion Sharpe.

»Ich habe Sie kommen sehen«, sagte sie und streckte ihm die Hand entgegen. »Ich wollte nicht, dass Sie klingeln, denn meine Mutter ruht nachmittags für eine Weile, und ich hoffe, dass wir diese Geschichte aus der Welt haben, bevor sie wieder aufwacht. Dann braucht sie nie etwas davon zu erfahren. Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie dankbar ich bin, dass Sie gekommen sind.«

Robert murmelte etwas vor sich hin, und es fiel ihm auf, dass die Farbe ihrer Augen, die er sich in einem kräftigen Zigeunerbraun vorgestellt hatte, in Wirklichkeit ein graues Haselnussbraun war. Sie führte ihn auf den Flur, und als er seinen Hut auf einer Truhe ablegte, bemerkte er, wie abgenutzt der Teppich war.

»Die Vertreter des Gesetzes sind hier«, sagte sie, öffnete eine Tür und geleitete ihn in einen Salon. Robert hätte gern einen Augenblick lang mit ihr allein gesprochen, um überhaupt erst einmal zu erfahren, worum es ging, doch nun war es für einen solchen Vorschlag zu spät. Offenbar wollte sie es so.

Auf der Kante eines Sessels mit Perlstickerei saß Hallam und blickte verlegen drein. Und am Fenster, ganz

entspannt in einem schönen Stück von Hepplewhite, saß Scotland Yard in Gestalt eines schmalen, recht jungen Mannes in einem gut geschnittenen Anzug.

Als sie sich erhoben, nickten Hallam und Robert einander zu.

»Inspector Hallam kennen Sie also schon?«, bemerkte Marion Sharpe. »Und dies ist Kriminalinspektor Grant aus dem Präsidium.«

Robert fiel das »Präsidium« auf, und er fragte sich, ob sie irgendwann schon einmal mit der Polizei zu tun gehabt hatte, oder ob sie nur einfach das ein wenig sensationslüsterne »vom Yard« nicht mochte?

Grant reichte ihm die Hand und sagte: »Ich freue mich, dass Sie gekommen sind, Mr Blair. Und das nicht nur für Miss Sharpe, sondern auch für mich selbst.«

»Für Sie selbst?«

»Ich konnte nicht gut weitermachen, bevor Miss Sharpe nicht eine Art Beistand hatte; den Beistand eines Freundes, wenn schon keinen Rechtsbeistand, aber wenn es ein Rechtsbeistand ist, umso besser.«

»Ich verstehe. Und wie lautet die Anklage?«

»Von einer Anklage kann keine Rede sein«, setzte Grant an, doch Marion unterbrach ihn.

»Ich soll jemanden entführt und misshandelt haben.«

»*Misshandelt?*«, fragte Robert entgeistert.

»Allerdings«, bestätigte sie, und sie schien die Ungeheuerlichkeit zu genießen. »Es heißt, ich hätte sie grün und blau geschlagen.«